



PETER ENGLUND

MOMENTUM

**NOVEMBER 1942 –
WIE SICH DAS SCHICKSAL
DER WELT ENTSCHIED**



Peter Englund

Momentum

November 1942 – wie sich das Schicksal der Welt entschied

Aus dem Schwedischen von Susanne Dahmann

Über dieses Buch

Im November 1942 kommt es gleich auf mehreren Kriegsschauplätzen zur Entscheidung: in der Schlacht von El Alamein, Ägypten; auf der Pazifikinsel Guadalcanal; in Stalingrad. Geschehnisse, die die Wende des Zweiten Weltkriegs herbeiführen und die Peter Englund so weltumspannend wie dicht und nah am Menschen erzählt, ganz aus der Sicht derjenigen, die diesen Krieg erlebt haben: darunter ein deutscher U-Boot-Kommandant im Nordatlantik, ein zwölfjähriges Mädchen in Schanghai, ein sowjetischer Infanterist in Stalingrad, ein Partisan in den belarussischen Wäldern, eine Journalistin in Berlin, eine Hausfrau auf Long Island. Dazu kommen bekannte Figuren wie Sophie Scholl, Ernst Jünger oder Albert Camus, leichthändig verwoben in die große Erzählung. So verfolgen wir, spannend wie in einem Roman, die Wende des Krieges – und erleben, was all diese Menschen antreibt, spüren ihre Ängste und Hoffnungen, Heldenmut und Verzweiflung.

Ein episches Geschichtswerk, das von der Wüste Nordafrikas bis in die tödliche Kälte Russlands führt, von fernen Inseln im Westpazifik bis in die deutsche Hauptstadt. Und zugleich ein grandioses Stück «Anti-Geschichte», das in Einzelschicksalen die existenzielle Dimension des Krieges erfahrbar macht.

Vita

Peter Englund, geboren 1957, arbeitete als Kriegsreporter auf dem Balkan, in Afghanistan und im Irak, lehrte Geschichte in Uppsala und wurde Professor für Historische Narratologie in Stockholm. Von 2009 bis 2015 war er Ständiger Sekretär der Schwedischen Akademie, die den Nobelpreis vergibt. Mehrere seiner Bücher wurden Bestseller; seine Geschichte des Ersten Weltkriegs, «Schönheit und Schrecken» (2011), erschien in rund zwanzig Sprachen. Für sein Werk erhielt Peter Englund u.a. den Selma-Lagerlöf-Preis für Literatur.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Die schwedische Originalausgabe erscheint im September 2022 unter dem Titel «Onda nätters drömmar. November 1942 och andra världskrigets vändpunkt i 360 korta kapitel» im Verlag Natur & Kultur, Stockholm.

Copyright © 2022 by Peter Englund

Fachberatung Dr. Reinhard Stumpf

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Frank Ortman

Coverabbildung Christopher Richard Wynne Nevinson, Unter Londoner Scheinwerfern, Private Collection Photo © Christie's Images/Bridgeman Images

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-10034-3

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die
Printausgabe.

Inhaltsübersicht

An den Leser

Dramatis Personae

1. bis 8. November Große und kleine Pläne

9. bis 15. November Erfreuliche Neuigkeiten

16. bis 22. November Nennen wir es Wendepunkt

23. bis 30. November Diesmal siegen wir

Die weiteren Schicksale

Literatur und Quellen

Internetquellen

Register

Bildnachweis

TAFELTEIL 1

TAFELTEIL 2

TAFELTEIL 3

*In Erinnerung an
Józef Lewandowski
und alle anderen,
die mir im Laufe der Jahre begegnet sind,
die dort waren und dabei waren.*

An den Leser

Dies ist ein Buch über den November 1942, die Zeit, in die der Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs fällt: Als dieser Monat begann, glaubten viele noch immer, dass die Achsenmächte siegen würden; als der Monat vorüber war, stand fest, dass es nur eine Frage der Zeit war, ehe sie verlieren würden.

Gleichwohl ist dies kein Werk, das versucht zu beschreiben, *was* der Krieg während dieser vier kritischen Wochen war – seine Voraussetzungen, Planungen, Verläufe und Folgen –, sondern es möchte vielmehr etwas darüber sagen, *wie* der Krieg war.

Ein Phänomen wie der Zweite Weltkrieg wird uns immer in irgendeiner Weise entgleiten. Oft ist es vor allem eine Frage des Maßstabs. Es versteht sich von selbst, dass ein Konflikt, der so lange dauerte, der sich über so weite Teile der Welt erstreckte, so viel Verwüstung hinterließ und so viele Menschenleben forderte, unmöglich in seiner Gänze erfasst werden kann. Unfassbar ist er auch deshalb, weil dort so grässliche Dinge geschahen, dass unser Fassungsvermögen, unsere Wertvorstellungen und sogar unsere Worte nicht ausreichen und scheitern müssen. Dazu kommt eine weitere Schwierigkeit. Primo Levi schreibt, «wer das Haupt der Medusa erblickt hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden». Nachdem ich im Laufe der Jahre vielen

begegnet bin, die dabei waren, ist mein Eindruck, dass sie alle Geheimnisse trugen, verdrängt oder zum Schweigen gebracht, und dass sie diese Geheimnisse mit in den Tod genommen haben.

Doch darf die Tatsache, dass das Geschehene schwer zu fassen ist, kein Argument dafür sein, es nicht zu versuchen. Im Gegenteil. Wir müssen diese Anstrengung unternehmen, sowohl um unserer selbst willen als auch für all jene, die im Krieg untergingen. Dieses Buch stellt einen solchen Versuch dar. Es versucht, sich den Tatsachen auf eine andere Weise zu nähern. Es hat kein übergreifendes Rahmenwerk und will vermeiden, was Paul Fussell das «Abenteuergeschichtenmodell» nannte, eine Art und Weise, zufällige oder gewöhnliche Ereignisse «klar und meist erhaben, kausal bedingt und zweckgerichtet» zu beschreiben. Die Form ist – wie schon in meinem vorangegangenen Werk über den Ersten Weltkrieg – ein Geflecht aus Biografien. Und im Zentrum soll auch hier der einzelne Mensch stehen, seine Erlebnisse und – nicht zuletzt – seine Gefühle, all das, was sonst vielleicht in Anmerkungen festgehalten ist oder manchmal als ein Farbkleck im trägen Fluss der großen Erzählung vorüberhuscht, aber meist einfach gar nicht sichtbar ist. Und wenn Sie sich fragen, was ich selbst zu diesen oft sehr berührenden Schilderungen hinzugefügt habe, so ist die Antwort schlicht: nichts. Die Quellen, die ich verwendet habe, sind reich genug.

In der Geschichtsschreibung ist diese Form ein Experiment, doch sie entspringt der Erkenntnis, dass die Komplexität der Ereignisse am deutlichsten auf dieser individuellen Ebene sichtbar wird. Hier stößt man auf ein düsteres Paradox. Viele von denen, die in den Ersten Weltkrieg zogen, waren von einem Idealismus getragen, der keine Verankerung in der Wirklichkeit hatte – sie schlugen sich für ihre Fantasien. Dieser Idealismus fehlte im Zweiten Weltkrieg zumeist, obwohl dieses Mal unendlich viel mehr auf dem Spiel stand. Das schuf eine seltsame Spannung zwischen den Zielen des Krieges und der Art und Weise, wie er erlebt wurde, einer Wirklichkeit, die nicht selten, wie der Nobelpreisträger John Steinbeck später schrieb, als er seine eigenen Erfahrungen zusammenfassen wollte, ein «verrücktes, schrilles Chaos» war.

Natürlich war nicht alles so. Wir wissen, dass es sich in Wirklichkeit um einen Kampf zwischen Barbarei und Zivilisation handelte und dass dieser Kampf im November 1942 auf seinen Höhepunkt zulief. Wahrscheinlich begriffen das auch viele der Beteiligten. Es war offensichtlich, welche Opfer er forderte. Den Ausgang dieses Kampfes als selbstverständlich zu betrachten, ist dagegen ein Fehler, nicht nur, weil das die Opfer zu einem historischen Abstraktum macht, sondern auch, weil es etwas, das damals eine ungewisse, unvorhersagbare und unüberschaubare menschliche Katastrophe war, in spannende, aber im Grunde ungefährliche Epik verwandelt. So kann die gefährliche Illusion entstehen, dass sich all das nicht

wiederholen wird, und schon gar nicht mit entgegengesetztem Ergebnis.

Uppsala, an einem sonnigen Morgen im August 2021, P.E.

In den schrecklichen Nächten träumten wir
Dichte und heftige Träume,
Träumten mit Seele und Leib:
Heimkehren, Essen, Berichten.
Bis das Kommando vom Morgengrauen
Kurz und gepresst ertönte:
«Wstawać»;
Und es krampfte das Herz in der Brust sich.
Wir sind wieder nach Hause gekommen,
Unser Bauch ist gefüllt,
Unser Bericht ist zu Ende.
Es ist Zeit. Gleich hören wir wieder
Das fremde Kommando:
«Wstawać».

11. Januar 1946 [1]

Primo Levi

Dramatis Personae

Mansur Abdulin

Gemeiner russischer Soldat vor Stalingrad, 19 Jahre

John Amery

Britischer Faschist und Überläufer in Berlin, 30 Jahre

Hélène Berr

Universitätsstudentin in Paris, 21 Jahre

Ursula Blomberg

Flüchtling aus Deutschland in Schanghai, 12 Jahre

Vera Brittain

Schriftstellerin und Pazifistin in London, 48 Jahre

John Bushby

Maschinengewehrschütze auf einem britischen Lancaster-Bomber, 22 Jahre

Paolo Caccia Dominioni

Fallschirmjägermajor in Nordafrika, 46 Jahre

Albert Camus

Schriftsteller aus Algerien, jetzt in Le Panelier, 29 Jahre

Keith Douglas

Britischer Panzerleutnant in Nordafrika, 22 Jahre

Edward «Weary» Dunlop

Australischer Militärarzt und Kriegsgefangener auf Java,
35 Jahre

Danuta Fijalkowska

Polin, Flüchtling und Mutter eines Kindes in Międzyrzec
Podlaski, 20 Jahre

Lidia Ginsburg

Russische Hochschuldozentin in Leningrad, 40 Jahre

Wassili Grossman

Reporter für die *Krasnaja Swesda* in Stalingrad, 36 Jahre

Tameichi Hara

Japanischer Befehlshaber eines Zerstörers vor Guadalcanal,
42 Jahre

Adelbert Holl

Deutscher Infanterieleutnant in Stalingrad, 23 Jahre

Horst Höltring

Deutscher U-Boot-Kommandant, 29 Jahre

Wera Inber

Russische Lyrikerin und Journalistin in Leningrad, 52 Jahre

Ernst Jünger

Hauptmann des deutschen Heeres und Literat, auf der Reise an die Ostfront, 47 Jahre

Ursula von Kardorff

Journalistin in Berlin, 31 Jahre

Nella Last

Hausfrau in Barrow-in-Furness, England, 53 Jahre

John McEniry

Amerikanischer Sturzkampfbomberpilot über Guadalcanal, 24 Jahre

Okchu Mun

Zwangsprostituierte in einem japanischen Bordell in Mandalay, 18 Jahre

Nikolai Obrinba

Partisan in Weißrussland, 29 Jahre

John Parris

Amerikanischer Journalist, der über die Landung in Algerien berichtet, 28 Jahre

Lim Poon

Zweiter Steward auf einem britischen Handelsschiff, 24 Jahre

Jechiel «Chil» Rajchman

Gefangener im Vernichtungslager Treblinka, 28 Jahre

Willy Peter Reese

Gemeiner deutscher Soldat an der Ostfront, 21 Jahre

Dorothy Robinson

Hausfrau auf Long Island, 40 Jahre

Ned Russell

Journalist, der über die Kämpfe in Tunesien berichtet, 26 Jahre

Sophie Scholl

Universitätsstudentin in München, wohnhaft in Ulm, 21 Jahre

Elena Skrjabina

Russin, Geflüchtete und Mutter von zwei Kindern in Pjatigorsk,
36 Jahre

Anne Somerhausen

Sekretärin und Mutter von drei Kindern in Brüssel, 41 Jahre

Leonard Thomas

Britischer Maschinist auf einem Schiff in einem Eismeer-
Konvoi, 20 Jahre

Bede Thongs

Australischer Infanteriesergeant auf Neuguinea, 22 Jahre

Vittorio Vallicella

Italienischer Lastwagenfahrer in Nordafrika, 24 Jahre

Tohichi Wakabayashi

Japanischer Infanterieleutnant auf Guadalcanal, 30 Jahre

Charles Walker

Amerikanischer Fähnrich der Infanterie auf Guadalcanal,
22 Jahre

Kurt West

Finnlandschwedischer gemeiner Soldat an der Swir-Front,
19 Jahre

Leona Woods

Doktorandin der Physik in Chicago, 23 Jahre

Zhonglou Zhang

Chinesischer Staatsbeamter auf Inspektionsreise in Henan,
Alter unbekannt

1. bis 8. November

Große und kleine Pläne

«Mitgefühl und Brutalität können in ein und demselben Menschen zu ein und derselben Zeit existieren, wider alle Logik.»

«Eine erfolgreiche Verdrängung ist nur möglich, weil der Tod empirisch nicht erfahrbar ist.»

«Vor einer Woche noch hat es einen halben Tag gebraucht, ein Bataillon zu zerstören, jetzt werden ganze Regimenter in fünfundvierzig Minuten ausgelöscht.»

Von der Ostchinesischen See und dem Huangpu-Fluss her kommen starke Winde auf, ziehen an den Dschunken, Dampfschiffen und Segelbooten im Hafen vorbei, fallen über das Gewimmel von Menschen, Tieren und Fahrzeugen auf der breiten Hafensperrmauer her, fahren über Rikschas, Karren, Fahrradfahrer, massenhaft Fahrradfahrer, übervolle Straßenbahnen und gasbetriebene Busse und Militärlastwagen hinweg, pfeifen durch die Bund-Promenade mit ihren Reihen hoher, imposanter Gebäude im westlichen Stil – «The Million Dollar Mile» –, an Kolonnen, Kuppeln, Gauben, Balustraden und

Türmchen vorbei und zausen die niemals kleiner werdenden Trauben von Bettlern, die davor lagern, ziehen über den Pudong Point hinein in die engen Gassen mit den niedrigen Häusern von Hongkou, von denen nicht wenige seit fünf Jahren in Trümmern liegen, weiter nach Zhabei, arbeiten sich durch die Mauern der alten chinesischen Stadt und das Gewimmel aus zinnenbewehrten Holzdächern, vereinnahmen von dort aus die leere Pferderennbahn mit ihrem zehnstöckigen Turm und den stillen, aufgegebenen, mehrstöckigen Zuschauertribünen, sausen weiter in den internationalen Teil der Stadt, die geraden Straßen und von Bäumen gesäumten Alleen entlang (Gordon Road, Bubbling Well Road, Avenue Foch, Avenue Joffe, Avenue Petain usf.) und über deren Menschenmengen, an Tempeln und Kathedralen, Krankenhäusern und Hochschulgebäuden, Warenhäusern und Theatern, Straßensperren und Stacheldrahtbarrieren, Cafés, Bars und Bordellen vorbei, hinauf durch Parks, in denen die Bäume immer schwärzer aussehen, je mehr die kühlen Winde das Laub mit seinen warmen Farben wegfegen, um schließlich nach Osten und zum Wusong-Fluss zu verschwinden, hinein ins Land mit seinen kleinen Städtchen, Dörfern und Reisfeldern, fort zu den weit entfernten Provinzen Jiangsu, Anhui und Henan. Es ist Spätherbst in Schanghai.

Unter den grauen Herbstwolken, im südlichen Teil der französischen Zone, lebt ein Mädchen namens Ursula Blomberg. Sie ist gerade zwölf geworden und wohnt mit ihren Eltern im Erdgeschoss eines von Mauern umgebenen Hauses

am kleinen Place des Fleurs, direkt neben der Rue de Kaufman. Die Familie ist aus Deutschland geflohen, und sie mieten ein Zimmer mit Küche von einer russischen Frau. Im Obergeschoss wohnen noch andere Flüchtlinge aus Leipzig, und in einem Zimmer, das auf den Hof hinausgeht, leben zwei Männer aus Berlin, aber die sind nur selten da. Ursula findet wie ihre Eltern, sie haben es gut getroffen: Die Umgebung ist sicher, die Straße ruhig, das Zimmer hell und luftig, die Küche sauber und mit zwei Kochplatten und einem Eisschrank ausgestattet. Sie haben sogar Zugang zu einem blau gekachelten Badezimmer, wo man für ein paar Kupfermünzen ein heißes Bad nehmen kann. (Weit weg sind diese Flüchtlingslager in Hongkou, wo viele von denen, die mit demselben Schiff ankamen wie sie, immer noch dicht gedrängt hinter aufgehängten Tüchern auf grobem Betonboden in Gestank, Schmutz und Ungeziefer leben.)

Wie Millionen andere verfolgt die Familie den Verlauf des Krieges auf mehreren Karten. Die ihren sind aus Zeitungen ausgerissen und hängen, auf ein weißes Baumwolltuch aufgeklebt, im Flur. Ursula hat kleine verschiedenfarbige Papierflaggen auf Reißzwecken befestigt, mit denen sie das Vorrücken oder den Rückzug der unterschiedlichen Seiten markieren – rote für Großbritannien, blaue für die USA, grüne für die Niederlande, gelbe für Japan und so weiter. (In ihren Memoiren, die sie erst sehr viel später schreibt, sagt sie nicht, welche Farbe die deutsche Flagge hatte, also raten wir mal: schwarz?) Im vergangenen Jahr mussten die Flaggen wieder

und wieder versetzt werden, weil die Nachrichten «devastating», vernichtend, waren, wie sie in ihrem Tagebuch festhält. (Dieses Adjektiv verwendet sie wiederholt, um zu beschreiben, welche Wirkung die Berichterstattung über den Krieg auf sie hat.) Sie musste nach Inseln suchen, von denen sie nicht wusste, dass es sie überhaupt gibt, nach Ortsnamen, von denen sie nicht weiß, wie man sie richtig ausspricht. Corregidor. Rabaul. Kokoda. Alam Halfa. Maikop. Stalin-grad. Gua-dal-canal. Die grünen Flaggen sind verschwunden.

Die Linien von kleinen Löchern in den papierenen Karten zeugen davon, wie das unter der Kontrolle der Achsenmächte stehende Gebiet immer weiter gewachsen ist. Unter den Flüchtlingen wird diskutiert, ob es womöglich Australien sein wird, in das sie als Nächstes einwandern werden. Vor allem drei Stellungen der Flaggen sind es, die ihnen Angst machen: die in Nordafrika, die nach Osten Richtung Ägypten weist, die im Kaukasus hinunter nach Persien und die bei dem den Achsenmächten freundlich gegenüberstehenden Irak [1], samt der in Burma, die Richtung Westen nach Indien zeigt. Wenn sich die Erfolge der Achsenmächte so fortsetzen, dann werden diese Linien aus Flaggen bald irgendwo zusammentreffen, ja, wo wohl? Afghanistan? Westindien? [2]

«Wir hatten Angst. War es für ein so winziges Land wie Japan oder Deutschland mit einem so aufgeblasenen Ego [...] möglich, einen Krieg gegen die gesamte westliche Welt zu gewinnen? Inklusive Amerika?», schreibt Ursula.

Es schien so zu sein. Das Leben im fremden Schanghai ist ein «traumähnliches Erlebnis» für Ursula. Sie leben in einer bedrückenden Isolierung, von der Welt abgeschirmt, hinterm Mond, wissen nicht mehr, als die sorgfältig zensierten Zeitungen und das japanische Radio ihnen berichten, und die Gerüchte blühen. Deshalb war es lange möglich, in dem Gedanken Trost zu suchen, dass die schrecklichen Nachrichten nur Propaganda seien, Übertreibungen und Desinformation. Aber der Freund eines Freundes hat ein Radio versteckt, und durch die Wand aus Knacken und Rauschen und verzerrten, heulenden Lauten kann er manchmal die Nachrichten des BBC auffangen. «Keine Gerüchte mehr, viele der niederschmetternden Kriegsberichte waren die Wahrheit, und die Zukunft suchte uns alle heim.» [3]

*

Die Feuchtigkeit ist überall. Seine Hose und die Jacke sind genauso nass wie sein Brot, und alles droht gleichermaßen zu schimmeln. Mit jedem Schritt, den er tut, sinken die Stiefel ein, sodass die anderen und er wie «Seiltänzer» durch den lehmig-klebrigen Schützengraben torkeln. Sein Name ist Willy Peter Reese, und er berichtet:

Die Gräben fanden wir versumpft und oft überschwemmt. In den behelfsmäßigen Bunkern und primitiven Schützenlöchern tropfte das Wasser, und die Pferde brachen auf den Wegen zusammen. Ein Pferd war wertvoller als ein Soldat, aber wir

nahmen unser Schicksal, wie es kam, lebten in unseren Erinnerungen auf und dachten an unsere Heimkehr. Bald gewöhnten wir uns wieder ein, als hätte sich seit der Schlammzeit des Vorjahres nichts geändert.

Reese lebt mit den anderen seiner Gruppe in einem erweiterten Schützenloch, mit einer Zeltbahn als Tür, unter einem Dach aus von Wasser triefenden Holzbalken und Erde, Wärme bekommen sie von einem gusseisernen Ofen, Essen aus einer Feldküche, die weit entfernt in einem Graben versteckt steht, dorthin müssen die Essenholer im Schutz der Dämmerung laufen. Eine Möglichkeit, sich zu waschen, hat er nicht, er kann nicht einmal seine nassen Stiefel und Socken auswechseln. Stunden mit Sonne werden von einem weiteren Regenschauer abgelöst. Die waldige Landschaft wird immer leerer, nackt, nass, die Farben ausgelaufen, wie in einem Aquarell. Das Regenwasser rinnt die weichen Wege entlang. Das hohe Gras hat sich gelegt, wie um auf den Frost und den Schnee zu warten.

Tagsüber graben Reese und die anderen den wassersüchtigen Schützengraben aus oder säubern die Handfeuerwaffen oder die Munition oder eines der Maschinengewehre oder diese niedrige Panzerabwehrkanone, die die Gruppe zu bedienen hat. Nachts steht er auf Posten, eine Stunde ungefähr, dann darf er drei Stunden ausruhen. Das ist eigentlich alles, was er tut. Auf Posten stehen, «todmüde, frierend, sehnsüchtig, machtlos». So werden die Nächte in

Stücke gehackt, und der Schlafmangel legt eine weitere Schippe auf die Erschöpfung, die seinen Körper und seine Seele betäubt. Etwas, das ihn vor einem Jahr noch zu Tode erschreckte, berührt ihn heute kaum noch. Stattdessen hat eine Art seliger Gleichgültigkeit in ihm Wurzeln geschlagen. Reese weiß nicht, ob dieses Gefühl aus «Fatalismus oder Gottesvertrauen» entspringt. Die Todesgefahr ist alltäglich geworden. Der Tod ebenso.

Willy Peter Reese ist einundzwanzig Jahre alt, gemeiner Soldat in der 95. Infanteriedivision, 279. Regiment, 14. Kompanie des deutschen Heeres. Er ist mager und trägt eine randlose Brille, was sein bereits etwas verträumtes Aussehen noch verstärkt. (Außerdem liest er viel oder schreibt, und da beide dieser Tätigkeiten Licht erfordern, ist das eine alltägliche Quelle des Streits mit den Kameraden, die wollen, dass er das Licht ausmacht, damit sie schlafen können. Es kommt vor, dass er beim Glimmen einer Zigarette liest oder schreibt.) Sowohl der Helm als auch die Uniform machen den Eindruck, ein wenig zu groß für seinen dünnen Leib zu sein. Er bekommt immer noch Aknepickel. Sein Blick ist hart und wachsam und bedeutend älter als sein Gesicht.

Etwa dreihundert Meter entfernt, auf der anderen Seite einer breiten Senke, hinter Wirbeln von Stacheldraht und zwischen Tannen und nacktem Erlengestrüpp können sie die sowjetischen Linien erkennen. Der Ort heißt Tabakowo, nach dem menschenleeren Dorf, das ein Stück weit hinter ihnen liegt und von dem nicht mehr viel übrig ist außer von Schornsteinen

gekrönte Steinhaufen mit rußigem Holz und Gärten mit verwelktem, erfrorenem Gemüse.

Wenn Willy Reese es anderen erklären soll, dann sagt er, sie befänden sich «bei Rschew». [4] Im Moment ist es ruhig, was bedeutet, dass es keine sowjetischen Massenangriffe gibt, doch stehen sie immer wieder unter Beschuss von Heckenschützen und leichten Granatwerfern. Tagsüber können sie den Kamin nicht benutzen, weil der Rauch vom nassen Holz sofort die Aufmerksamkeit der feindlichen Geschütze auf sich ziehen würde. Und wenn sie sich im Schützengraben befinden, dann gibt es keinen Schutz gegen die plötzlich einschlagenden Projektile. Einer der Kameraden hat in der Nacht einen solchen Volltreffer abbekommen, dass der Schützengraben mit festgefrorenen Eingeweiden, Stücken von Stoff, Gehirn und Fleisch tapeziert und der Tote bis zur Unkenntlichkeit zerrissen war.

Es war wieder eine Nacht, in der das, was Reese den «Traumgott» nennt, ihn zufällig und in trügerischer Absicht nach Haus getragen hat, weg von alldem hier. (Man kann sich gut das Aufwachen vorstellen.) Die Dunkelheit verwandelt sich in den Morgen. Noch eine Dämmerung über dem Niemandsland, über Gehölz und Sumpfland und über verblichenem, braungelbem Sommergras. Es ist still. Er schreibt: «Die Schönheit dieser Stunden war manche Nacht voll Angst und Mühsal wert.»

*

Zurück zu Ursula Blomberg. Sie und ihre Eltern haben keine andere Wahl, als darauf zu warten, dass es Frieden gibt und sie weiter zu ihrem eigentlichen Ziel, den USA, reisen können. Dass sie in Schanghai gelandet sind, ist kein Wunder. Als die Familie im Frühjahr 1939 ihre Reise über das Meer antrat, war diese kosmopolitische Metropole im Grunde der einzige Hafen auf der Welt, der immer noch vorbehaltlos jüdische Flüchtlinge aus Deutschland willkommen hieß. Da spielte der Ruf der Stadt, verdorben, sündig, unüberschaubar und gefährlich zu sein, keine Rolle: In den letzten Jahren sind ungefähr achtzehntausend Flüchtlinge hier eingetroffen.

Manchmal überkommen Ursula dunkle Gedanken; zum Beispiel, wenn sie an all die britischen, amerikanischen, holländischen und französischen Zivilisten erinnert wird, die verschwunden sind und von den Japanern im entfernten Wusong in einem großen Lager interniert wurden; oder wenn sie an ihre Verwandten denkt, die in Deutschland geblieben sind – wie es ihnen wohl geht? Als sie viel später als Erwachsene auf diese Zeit zurückschaut, wird ihr klar, dass «unser Leben eine Zeit lang ohne äußere Störungen weiterging und wir in ein falsches Gefühl von rein egoistischer Zufriedenheit eingelullt waren». Dabei hilft, dass hier völliger Frieden herrscht und die japanischen Soldaten sie mit Respekt, ja Höflichkeit behandeln – sie sind schließlich trotz allem Deutsche, Alliierte. Doch unter der Oberfläche bleibt die Sorge.

Mitten in alldem genießt Ursula eine unerwartete und paradoxe Freiheit. Es macht ihr nichts aus, dass jetzt Spätherbst ist – es ist schön, die schwere, feuchte Hitze hinter sich zu haben. Die neue Malerfirma ihres Vaters läuft gut, und die Mutter erledigt zu Hause Näharbeiten. Sie selbst trägt ein bisschen Geld bei, indem sie versucht, drei jungen, schönen, kichernden asiatischen Frauen Englisch beizubringen. Es sind die Schwestern eines wohlhabenden Chinesen – oder das, was man so «Schwestern» nennt, denn sie hat im Laufe der Zeit schon begriffen, dass sie seine Konkubinen sind. Wenn das Wetter es zulässt, spielt sie mit den «Schwestern» Krocket und Tischtennis, und wenn es so wie jetzt seit Beginn des Monats kalt oder regnerisch ist, spielen sie Karten.

*

Musikalisches Intermezzo: Der Tag fängt an, sich abzukühlen, und sie stehen in der schräg einfallenden Wüstensonne und singen Psalmen, kurioserweise von einem Saxofon begleitet. Die Stimmen sind ungeübt, brüchig, der Gesang verklingt, und all die bekannten Geräusche tauchen wieder auf: das Grummeln der Motoren, der Klang von Metall auf Metall, die dumpfen Schläge entfernter Detonationen. Das Truppengebete geht zu Ende. Der magere Priester mit der wohlüberlegten Aussprache erhebt die Hand und erteilt den Segen des Herrn. Die Köpfe neigen sich. Die Männer sehen, dass der Regimentskommandeur sich angeschlichen hat und sie nun

vielleicht insgeheim beobachtet. Wie immer ist er wie aus dem Ei gepellt, mit gut polierten Knöpfen, Grad- und Verbandsabzeichen, die Reitgerte unter dem Arm, den Schnurrbart gewachst. Es sieht aus, als neige auch er selbst den Kopf, doch bei ihm wirkt es mehr, als würde er seine Wüstenstiefel betrachten, aus Wildleder sind sie und so gebunden, dass exakt gleich lange Stücke der Schnürsenkel auf beiden Seiten des Schuhs herunterhängen.

Die Person, die hier ihren Kommandeur so eingehend beobachtet, ist ein etwas düster aussehender zweiundzwanzigjähriger Leutnant mit kantiger Nase, scheuem Lächeln und dicken Brillengläsern. Sein Name ist Keith Douglas. Er hat allen Grund, sich neugierig umzusehen, denn er ist neu im Regiment und erst vor wenigen Tagen angekommen. Eigentlich gehört er zum Divisionsstab, der über dreihundert Kilometer weiter verlegt worden ist, doch er hat die Tatenlosigkeit nicht länger ausgehalten, die starre militärische Bürokratie und die sinnlosen Schreibtischarbeiten und die Scham darüber, keine Kampfberührung zu haben, vor allem jetzt, da ein großer Vorstoß eingeleitet worden ist.

«Kampferfahrung ist etwas, das ich haben muss.» Also hat er vor drei Tagen unerlaubt seinen Posten verlassen, eine frisch gewaschene Uniform angezogen, einen Lastwagen genommen, und jetzt ist er hier, nachdem er sich den Auftrag als Anführer eines Trupps mit zwei Panzern mehr oder weniger ergaunert hat. [5] Das war allerdings nicht sonderlich schwer, da das Regiment seit Beginn der Kämpfe vor neun Tagen schon sehr